



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Peiser, Georg: Die Schule der Welt : ein preußisches Luftspiel Freidrichs
des Großen. 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Schule der Welt

Ein preußisches Lustspiel Friedrichs des Großen

Von Georg Peiser

3



entlicher und bewußter aber als alle diese Anklänge, die meist auf bloßen Reminiszenzen beruhen mögen, ist die Anlehnung an den *Malade imaginaire*. Wie in der *Ecole du monde* die Metaphysik, ist es im *Malade imaginaire* die Medizin, die lächerlich gemacht wird. Sie sei nicht imstande, die Geheimnisse der Natur zu entschleiern, ihre ganze Herrlichkeit bestehe in einem hochtrabenden *Gallimathias*. Hier ist es der Vater — er heißt wie in der *Ecole* Argan —, der der Tochter den verhassten Bräutigam ausgesucht hat. Dieser kommt wie Bilvesee frisch von der Universität, wo er ebenfalls zwei Jahre zugebracht hat. Auch er ist ein einziger Sohn und hat eine große Rente zu erwarten. Sein Vater — von der Mutter ist ebensowenig wie in der *Ecole* die Rede — ist gerade so stolz auf ihn wie Bardus auf Bilvesee und weiß ihn nicht genug zu rühmen. Auch an ihm ist, wie der Vater versichert, keine böse Ader; und die beiden Universitätsjahre haben ihn in seiner Wissenschaft ganz firm gemacht. Kein Kandidat habe sich in den Disputationen der Fakultät so hervorgetan wie er. Ein Argument verfolge er bis in die letzten Schlupfwinkel der Logik, und was der Vater am höchsten schätzt, er halte an den Anschauungen der Alten fest und wolle von dem modernen Schwindel nichts wissen.

Den Gedanken, seinen Sohn etwa am Hofe unterzubringen, weist der alte Diafoirus ebenso entschieden von sich wie Bardus, freilich aus ganz andern Gründen. Auch der junge Diafoirus soll unmittelbar, nachdem er die Universität verlassen hat, in den Ehestand treten. Sein Vater scheut sich ebensowenig wie Bardus, das heikle Thema der Prolifikation zu berühren und von seinem wissenschaftlichen Standpunkt aus wie dieser zu versichern, daß sein Sohn die dafür nötigen Qualitäten in hohem Grade habe. Für die Begrüßung der künftigen Braut und der Schwiegermutter hat sich Thomas, wie Bilvesee, seine Reden sorgfältig einstudiert. Aber auch ihm begegnet dabei eine böse Verwechslung. Er hält die Tochter für die Mutter. Als diese dann erscheint, und er die für sie bestimmte Rede deklamieren will, bringt auch ihn eine Unterbrechung rasch aus dem Konzept. Die listreiche Jose ist es schließlich auch im *Malade imaginaire*, die alles zum Guten wendet und die Liebenden vereinigt.

Aber trotz allen diesen Anklängen und Anlehnungen — welche Fülle von Originalität bietet doch auch andererseits das fridericianische Lustspiel dar! Das Abhängigkeitsverhältnis ist ungefähr dasselbe, wie ich es in meiner Abhandlung über Friedrichs Conföderationskrieg zwischen diesem und Voltaires komischem

Epos vom Genfer Bürgerkriege nachzuweisen mich bemüht habe. Niemals konnte Friedrich der Große zu einem bloßen Nachahmer herabsinken. Indem er sich den französischen Dichter zum Vorbild nahm, hat er ihn doch so umgemodelt, so vieles aus seiner eignen Individualität hinzugetan, daß eine Arbeit von hohem, selbständigem Werte entstanden ist.

Der Hauptzweck des Lustspiels wird schon durch den Titel bezeichnet. Die Frage, die zur Diskussion steht, ist: Wie sollen junge Leute „für die Welt“ unterrichtet werden? Die Antwort fällt, wie dies nach dem eigentümlichen Bildungsgange Friedrichs des Großen nicht anders zu erwarten ist, sehr einseitig aus. Nicht durch die Erfahrungswissenschaften, die ja überhaupt, wie man zutreffend bemerkt hat, Friedrichs Achillesferse waren und auch in seinem Lustspiel mit Geringschätzung behandelt werden, sondern durch die schönen Wissenschaften. Wie er selbst einmal gesagt hat, daß er sie bis zur Tollheit liebe, so sieht er in ihnen überhaupt das wichtigste Bildungselement für junge Leute, die an den großen Aufgaben des Staatslebens teilzunehmen bestimmt sind. In dem Satze Argans *Il me semble, que les belles-lettres sont tout à fait propres pour des gens qu'on destine au monde, et qu'on espère de mettre dans les grandes affaires*, liegt, wenn ich nicht irre, der Schwerpunkt des ganzen Stückes. Es berührt sich mit Ideen, die Friedrich später wiederholt in seinen pädagogischen Schriften geäußert hat, und wie er sie in seiner Instruktion für die Berliner Ritterakademie vom Jahre 1765 zu praktischer Durchführung zu bringen versucht hat. Wie er hierdurch den von ihm selbst entworfenen Unterrichtsplan für die zukünftigen *hommes du monde* das Universitätsstudium entbehrlich machen will, so steht er diesem auch in seinem Lustspiel feindlich gegenüber.

Man hat oft gesagt, daß Friedrich der Große für die mühsame Gelehrtenarbeit an den Universitäten kein richtiges Verständnis gehabt habe. Er dachte sich nach Zellers geistvollem Wort den Weg zur Wissenschaft kürzer, als er ist. Sein Lustspiel ist der beste Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung. Pedanten wie Difucius und Bardus, liederliche Burschen wie Bilvesee sind die Blüten, die sie hervorbringen, während die Argan und Mondor mit dem Reiz seiner, weltmännischer Bildung und gewandter, gesellschaftlicher Formen ausgestattet werden.

Man wird diese Gegenüberstellung tendenziös finden, aber der komischen Kraft, mit der die Idee des Stückes im einzelnen durchgeführt ist, seine Anerkennung nicht versagen können. Die Charakterzeichnung ist da am glücklichsten, wo sich Friedrich völlig frei bewegt. Trotz aller Ähnlichkeit mit Thomas Diafoirus, auf die wir hingewiesen haben, ist der Hallische Student im Grunde denn doch ein ganz anderer Mensch als sein französischer Kommilitone. Mit gutem Bedacht hat ihn Friedrich von vornherein als einen offenen Kopf geschildert, der schon als Kind leicht aufgefaßt habe, wogegen Thomas nur mit angestrengtem Fleiß durch das Gymnasium gekommen ist. So ist denn dieser auch durch das viele Lernen auf der Universität ganz verblödet und ein lächerlicher Pedant wie sein Vater geworden, während wir von Bilvesee die Hoffnung haben, daß er sich, wenn erst der Kauf der brausenden Studentenjahre verflogen ist, noch zu einem ganz nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft entwickeln wird. Die köstliche Figur der Madame Argan, die ganz Friedrichs Eigentum ist, ist ein Kabinettstück, das allein genügen würde, sein hervorragendes Talent für seine Komik zu beweisen. Wir glauben sie vor uns zu sehen, die bequeme, ohne Zweifel etwas korpulente, eitle und oberflächliche, eigennütige

und eigenwillige Herrin des Hauses Argan. Da ist kein Zug, der nicht vortrefflich zu dem Gesamtbilde paßt.

Vor allem aber gibt es dem Lustspiel einen eignen Reiz, daß die Persönlichkeit Friedrichs des Großen so stark hervortritt. Wir lernen seine Anschauungen vom Fürstenberuf, von den Pflichten der Bürger gegen das Vaterland, von der Ehre des preussischen Offiziers, von der Notwendigkeit rascher und ehrlicher Justiz, seine Erziehungsgrundsätze, seine philosophischen und literarischen Ansichten kennen. Und wenn er schließlich selbst in den Gang der Handlung eingreift, so ist das schwerlich ein Analogon zu der Rolle, die Ludwig der Vierzehnte im Tartuffe spielt. Während dieser als *deus ex machina* eine ohne Zweifel rechtskräftige Schenkung annulliert, ist es in der *Ecole du monde* fast ein notwendiger Abschluß, daß Mondor, dessen feines Verständnis der schönen Wissenschaften so oft gerühmt wird, am Ende die Aufmerksamkeit des literarischen Königs erregt. Das Milieu, worin sich die Personen der *Ecole* bewegen, ist durchaus nicht die Pariser Gesellschaft zur Zeit des *roi soleil*; das Berda der preussischen Schildwache schallt von unten herauf: wir sind in dem Berlin Friedrichs des Großen.

Niemand hat die besondre Eigenart des Stückes besser charakterisiert als der königliche Autor selbst, indem er es in einem Briefe an Maupertuis als ein preussisches Lustspiel bezeichnet. „Sie werden sicherlich überrascht sein zu hören, schreibt er dem Präsidenten seiner Akademie am 18. Februar 1748, daß ein Lustspiel mich verhindert hat, an der Leichenrede zu arbeiten, die Sie von mir wünschen. (Gemeint ist die Gedächtnisrede auf Georg Konrad v. d. Golz, die dann am 30. Mai in der Akademie gelesen wurde.) Aber es ist trotzdem wahr. . . Ich habe ein preussisches Lustspiel verfaßt, das ein Gemälde mancher unsrer Sitten ist. Ich fürchte freilich sehr, setzt er launig hinzu, daß die preussische Komödie das Schicksal der griechischen Tragödie teilen wird.“ Das heißt: von ihrem Autor ebenso unterdrückt werden wird wie einst von dem Kaiser Augustus sein *Ajax*.

Aber in dem Briefe findet sich noch andres, was für uns von Interesse ist.

Eine große Wirkung hat das Lustspiel auf das Parterre, vor dem es in den Jahren 1748 bis 1750 wiederholt gespielt worden ist, sicherlich auch durch die vielen Anspielungen gehabt, die es enthält. Die meisten davon sind uns natürlich heute unverständlich. Aber die Berliner Hofgesellschaft wird schon gemußt haben, wer der *Grandseigneur* war, der bei der Madame La Roche die Treppe hinuntergeworfen wurde, der Minister, von dem man sich zuraunte, daß er seinen Merkuren fette Amtchen verschaffe, der Leutnant, dem die Mama ein Federbett auf die Wache schickt, oder der dicke Professor, der für einen reichen Freund gelehrte Bücher schreibt. Wenigstens auf die Spur des letzten werden wir durch den Brief an Maupertuis geführt. „In meinem Lustspiel, heißt es darin, wird Ihr dicker Professor, so lang wie er ist, aufs Trottoir geworfen. Wir Ignoranten können uns für die Beleidigung, die die Gelehrten uns dadurch antun, daß sie mehr wissen als wir, nicht anders rächen, als dadurch, daß wir über sie Witze machen.“ Auch sonst ist in den Briefen an Maupertuis von dem „dicken Professor und seinem sechzigjährigen Schüler“ die Rede. Halten wir damit einen Brief Friedrichs an Voltaire vom 25. November 1749 zusammen, so können wir feststellen, daß das Urbild des Bardus der russische Gesandte in Berlin, Graf Keyserlingk, ist. Zu Beginn des Jahres 1747 war er nach Berlin gekommen, so umstrahlt von wissenschaftlichem Nimbus, daß die Akademie ihn schon wenig Tage nach seiner Ankunft zu ihrem

Mitglied ernannte. Aber eine kurze Zeit hatte Friedrich genügt, in ihm einen lächerlichen Pedanten zu erkennen, und bald waren er und der gelehrte Professor, der ihn begleitete, eine Zielscheibe des Spottes in der literarischen Tafelrunde des Königs. Als Keyserlingk Ende des Jahres 1749 seinen Berliner Gesandtschaftsposten wieder verließ, widmete ihm Friedrich in jenem Briefe an Voltaire folgenden Nachruf: „Wir haben hier in Berlin einen russischen Gesandten gehabt, der seit zwanzig Jahren die Philosophie studiert, ohne bisher viel davon begriffen zu haben. Er heißt Graf Keyserlingk und ist mindestens sechzig Jahre alt. Jetzt hat er Berlin mit seinem dicken Professor verlassen und ist in Dresden. Er studiert immer noch und hofft in zwanzig bis dreißig Jahren ein passabler Schüler zu werden.“

Der Brief an Mauvertuis ist aber auch für die genauere Datierung des Lustspiels von Bedeutung.

Wir haben bei der Inhaltsangabe des Stückes, daß die Bemerkungen über die Justizreform nicht wohl vor Beginn des Jahres 1748 geschrieben sein können. In dem Briefe an Mauvertuis vom 16. Januar, der in der von Koser besorgten Sammlung dem vom 18. Februar vorangeht, ist von der Ecole du monde noch nicht die Rede, obwohl ein längeres Zitat aus den Femmes savantes darauf hinzudeuten scheint, daß sich der König damals gerade wieder einmal in Molière vertiefte. Am 18. Februar war das Stück im großen und ganzen vollendet. In der Zwischenzeit also ist es im wesentlichen entstanden. Bedenken wir freilich die Schnelligkeit, mit der der König literarisch zu produzieren pflegte (das ebenso große Epos vom Confédérationskriege zum Beispiel hat er in fünf Wochen verfaßt), und daß er eine andre dringend gewünschte Arbeit plötzlich unterbrach, um gleichsam nebenbei das Lustspiel zu schreiben, so werden wir, wie ich glaube, annehmen dürfen, daß er nur einen kleinen Bruchteil der zweiten Januarhälfte und des Februar 1748 auf sein Lustspiel verwandt hat.

War Friedrich in seiner Ecole theoretisch gegen die an den deutschen Universitäten herrschende Pedanterie, als deren Typus ihm Wolff erschien, zu Felde gezogen, so machte er unmittelbar nach dessen Tode den Versuch, seine Autorität in Halle selbst zu stürzen und einen Geist freierer philosophischer Forschung daselbst zur Geltung zu bringen. Er beauftragte den Professor G. F. Meyer, der von Bielsfeld in seinem Visitationsbericht gerühmt worden war, über Lockes „Versuch vom menschlichen Verstande“ zu lesen. Freilich hätte er keinen ungeeigneteren wählen können, denn Meyer war selbst, wie Friedrich später gespottet hat, auf die Monaden ganz verhasst. Nachdem er im Winter 1754/55 vor vier Zuhörern über Locke gelesen hatte, kehrte er alsbald zu seinen Vorlesungen über die Wolffsche Metaphysik zurück.

Nichts ist amüsanter als die Schilderung, die Friedrich (allerdings erst fünfzehn Jahre später) von seiner Unterredung mit Meyer gegeben hat. Er habe Meyer gefragt, ob er schon einen Blick in Lockes Schriften geworfen habe. „Ich habe alle gelesen,“ antwortete der Professor. „Ich weiß wohl, meinte der König, daß Sie dafür bezahlt werden, alles zu wissen, aber was halten Sie von Locke?“ „Er ist ein Engländer,“ erwiderte Meyer. „Allerdings, sagte der König, aber trotzdem kann er doch Recht haben. Er läßt den Faden der Erfahrung nie aus den Händen gleiten und schreibt verständlich, was für einen Metaphysiker schon ein großes Verdienst ist.“ Meyer vertrat jedoch dem gegenüber den Standpunkt, daß die Philosophie national sein müsse, daß Wolff also der deutschen Denkart mehr entspreche als Locke.

Friedrich war nach diesem mißglückten Versuch überzeugt, daß die Herrschaft Wolffs an den deutschen Universitäten noch auf lange Jahre nicht zu erschüttern sei. „Der doctissimus, sapientissimus Wolffius“, spottete er, wie er in der Ecole über den savantissime et doctissime Leibniz und seine Schüler geschertzt hatte, „hat jetzt den alten Schulhelden Aristoteles verdrängt. Die formae substantiales haben den Monaden und der prästabilierten Harmonie weichen müssen. Dieses System ist freilich ebenso absurd und unverständlich wie das frühere. Aber die Professoren wiederholen diesen Gallimathias, weil sie sich nun einmal seine Terminologie angeeignet haben, und weil es Brauch ist, Wolffianer zu sein.“

Im übrigen jedoch gestaltete sich Friedrichs Verhältnis zur Universität Halle allmählich freundlicher. Die großen Erwartungen freilich, mit denen Bielsfeld im Februar 1748 von seiner Visitationsreise zurückgekehrt war, erfüllten sich nicht.

Wie es scheint, war es vor allem die Knappheit der zur Verfügung stehenden Geldmittel, die eine Reform im großen Stil, wie Bielsfeld sie sich gedacht hatte, verhinderten. Was er erreichte, war im wesentlichen nur, daß seine Vorschläge zur Herbeiführung einer guten Disziplin angenommen und ihre strenge Beobachtung dem akademischen Senat „auf Ehre, Reputation und Remotion“ eingeschärft wurde. Im Jahre 1750 wurde sogar das Degentragen eingeschränkt und die freilich etwas kühne Erwartung ausgesprochen, daß die Studenten „in der Regel“ nach neun Uhr Abends weder auf der Straße noch in Wein-, Bier- oder Kaffeehäusern anzutreffen sein würden. Der Erfolg dieser Bestrebungen blieb nicht aus. Als im Jahre 1768 abermals eine sehr eingehende Visitation der Universität stattfand, konnte der Revisor in seinen Bericht nicht nur die Bemerkung aufnehmen, daß die Professuren nach Maßgabe ihrer geringen Besoldung gut besetzt seien, sondern auch von den Studenten mitteilen, daß ihre Sitten befriedigten und besser seien als irgendwo und irgend jemals; sie hielten zwischen der Überfeinerung Leipzigs und der Rohheit Jenas die richtige Mitte.

So trug denn Friedrich kein Bedenken, das herbe Urteil, das er in seinem Lustspiel über die Hallische Studentenschaft gefällt hatte, nunmehr wesentlich zu modifizieren und ihr gleichsam eine öffentliche Ehrenerklärung auszustellen. „Ehemals, schreibt er ein Jahr nach jener zweiten Visitation, war das Leben der Studenten an den Universitäten — Halle nennt er unter ihnen an erster Stelle — ein öffentliches Argernis. Statt daß diese Orte Heiligtümer der Museen sein sollten, waren sie die Schule des Lasters und der Ausschweifung. Gewerbsmäßige Kaufbolde trieben dort das Handwerk von Gladiatoren. Die Jugend verbrachte ihre Zeit in Unordnung und in Erzeffen, sie lernte dort alles, was ihr für immer hätte unbekannt bleiben sollen, und was sie hätte lernen sollen, blieb ihr unbekannt.“ Gegen diese Zügellosigkeit sei die Regierung mit Erfolg eingeschritten, und jetzt könnten die Eltern ihre Kinder ruhig auf die Universität schicken in dem begründeten Vertrauen, daß sie dort etwas lernten, und brachten nicht zu fürchten, daß ihre Sitten dort verdorben würden.

Auch in der Theaterfrage entschloß sich Friedrich ein Vierteljahrhundert nach jenen kräftigen Randnoten aus dem Jahre 1745 zu einer Palinode. Als im Jahre 1771 Karl Theophilus Döbbelin mit seiner Truppe in Halle spielte, und es im Theater zwischen Studenten und Schauspielern zu heftigen Streitigkeiten kam, die sich auf der Straße fortsetzten, wandte sich die Universität abermals beschwerdeführend nach Berlin. Sie hatte den Triumph, daß der König diesmal den Vorstellungen Gehör schenkte. In einer Kabinettsorder vom

21. Juni 1771 gab er zu, daß sich die öffentlichen Schauspiele ganz und gar nicht für Städte und Örter schicken, wo junge Leute zum Dienst des Staates gebildet werden sollen, indem solche vielmehr der Jugend nur Anlaß gäben, Zeit und Geld unnützerweise zu verschwenden und die auf diesen Pflanzschulen so unumgänglich nötige gute Zucht zu stören. Er ordnete an, daß sich alle privilegierten Komödianten aller Vorstellung öffentlicher Schauspiele auf dero sämtlichen Universitäten und in deren Nachbarschaft künftighin schlechterdings enthalten sollten.

So schlossen denn dank der Fähigkeit der Universität Halle zu derselben Zeit, wo in Wolfenbüttel Lessing seine „Emilia Galotti“ schrieb, nochmals für mehrere Jahre die preußischen Universitätsstädte der deutschen Schaubühne ihre Tore.



Heimatsehnsucht

Novelle von Jassy Corrund

(Fortsetzung)



In einem jener Spätsommertage voll überirdischer Klarheit, die der Norden seinen Kindern schenkt, kam das Ehepaar Sebalbus aus der Kirche und machte den gewohnten Spaziergang am Damm entlang. Die Kinder liefen vor ihnen her, hatten alle Taschen voll Semmeln und fütterten das ewig hungrige Möwenvolk. Die Eltern waren stehn geblieben und sahen dem fröhlichen Treiben zu — abgesehen von Marias augenblicklich etwas schwerfälligem Zustand ein stattliches Paar; er groß und breitschultrig, mit dem schlichten blonden Haar und den sehr hellen Augen der Westfalen, kein klassisch schönes aber ein angenehmes Gesicht, dem man in guten Stunden, wie eben jetzt, nichts von Strenge und Altwerden ansah. Daneben der feine dunkelhaarige Frauenkopf, in den großen leuchtenden Augen einen solchen Ausdruck von Güte und Mütterlichkeit, als wollten sie mit dem Reichtum ihrer Liebe nicht nur die eignen Kinder, sondern all das sich ringsum tummelnde kleine Volk umfassen. — So wenigstens dachte einer, der eben des Wegs dahergeschlendert kam und ausah wie der liebe strahlende Sommersonntag selbst.

Wo kommen Sie denn her, lieber Professor? fragte Maria arglos.

Heinrich zog die Augenbrauen hoch. Du, sag mal, Hans, wann gehst du denn eigentlich in die Messe? Wir treffen dich ja jetzt niemals mehr?

Recklinghaus wollte auffahren, sich den Schulmeisterton verbitten, aber ein bittender Blick Marias ließ ihn schweigen. Er klopfte den Freund auf die Schulter.

Mensch, frag mich nicht! Ich hatte so eine wunderfeine Melodie in den Ohren, und der Sonnenschein und der Sonntagmorgen lockte. Da ließ ich mich von Schiffer Rathgens hinaussegeln, weit, weit — bis wo nichts mehr war als der blaue Himmel und das blaue Wasser. Und da lag ich langaus im Boot, rauchte meinen Tobak und ließ mir die Wellen was vorsingen. Ein Lied, ein Lied — Heinz, ich sage dir, du wirst staunen — ein Lied, das der Herrgott selber an diesem wunderschönen Sonntagmorgen mir geschenkt hat.

Aber Hans, die Kirche . . .